Haus und Welt

Sehnsucht

Einmal, einmal dir zur Seite gehn
Und den Gruß der Weihe mit dir tauschen,
Deiner Liebe weltvergessen lauschen
Und der Sehnsucht Land ins Auge sehn!

Einmal dir in Frieden nahe sein,
Deines Wesens linden Zauber spüren
Und der Seele tiefste Saiten rühren
In der holden Einsamkeit zu zwein.

Ach, ich sehne mich, nur einen Zug
Deines trauten Angesichts zu schauen.
In die Augen, in die sonnig-blauen,
Sah ich lange, lange nicht genug.

Doch ich warte treu, unweigerlich,
Und ich harre sehnend dir entgegen.
Alles Gute, allen Himmelssegen
Rufe ich indes herab auf dich.

Zwei wundersame Sterne

Ja, es sind wundersame Sterne, die wir meinen; denn ihre Heimat ist nicht oben im unbegrenzten All; nicht aus unermeßlicher Ferne flimmern und blinken sie auf uns herab, sondern sie sind daheim auf der kleinen Menschenerde. Paarweise gesellt hat sie jedes Menschenkind vom Schöpfer erhalten als ein Abglanz der Seele, die sich in diesen Sternen widerspiegelt. Nicht schwer mehr ist es zu erraten, welches dieses geheimnisvolle Doppelgestirn ist: es sind die Augensterne.

Wundersam ist die Macht, die im Menschenauge liegt; wie mit unwiderstehlicher Gewalt werden wir zu ihm hingezogen. Treten wir einem Menschen entgegen, so gilt unser erster Blick dem Auge. Wie unsichtbare Fäden schlingt es sich dabei von Stern zu Stern, hinüber und herüber. Blick taucht sich in Blick; denn es gilt ja durch das Tor des Auges im Glanz des Augensternes zu lesen und zu deuten, was schlummert in des Menschen unsterblichem Teile.

Zu leugnen, daß das Auge ein Seelenspiegel ist, hieße jeder Erfahrung widersprechen. Wo der Mund schweigt, da reden die Augen ihre Sprache — eine stumme und doch so beredsame Welt. Der Künstler, der in Farben spricht, mit Recht darf er stolz sein, wenn es ihm gelungen ist, den Ausdruck des Menschenblickes, das Göttliche der Seelen, das aus ihm sich offenbart, auf die Leinwand zu zaubern.

Ueberein stimmt ein Auge mit dem andern in seinem äußern Bau: aber welche Gegensätze zeigt des Auges Blick für den, der eingedrungen ist in das Verständnis dieser geheimnisvollen Schrift.

Versenken wir uns in ein reines, unschuldiges Kindesauge. Nein, nicht ganz verschwunden ist das Paradies von der Erde. Der Blick ins Kindesauge ist ein Blick in Paradieses-herrlichkeit. Wie wogt und blaut es da gleich einem unergründlichen Meere. Ein Reichtum und eine Pracht breiten sich vor uns aus, die wir nicht satt werden können staunend zu bewundern.

Ein kleines, schwaches Kind und doch siegreich durch seinen Blick, aus dem die Macht der Unschuld spricht, ein Blick, der die Hand des Irrenden noch im letzten Augenblicke zurückzucken läßt von verbrecherischer Tat. Nimmer satt kannst du dich schauen an dem wonnigen Glanz des Kindesauges, das mit gläubigem Vertrauen, hingebend bittend oder innig dankbar ohne Falsch zu dir emporschaut. Ganz hingerissen von seliger Freude umschlingst du das Kind mit deinen Armen und denkst der Worte nach: „O selig, ein Kind noch zu sein."

Kehrt das Kind in späteren Jahren wieder einmal aus der Ferne in die Heimat zurück, dann senkt sich forschend das Auge der Eltern in das Antlitz des Sohnes, der Tochter. Glücklich klopfen Vater- und Mutterherz, wenn sie sich sagen dürfen: „Unser Kind hat noch den reinen Blick der Augen; gottlob, es ist noch unverdorben."

Der Erwachsene aber, der in seine Jahre ein Teil des beglückenden Kindersinnes, des goldigen Kindergemütes und des beseligenden Kinderherzens hinübergerettet hat, in dessen Auge funkelt es wie ein Abglanz des Kindesauges. Zu ihm fühlen sich die Mitmenschen hingezogen; von ihm sagen sie, daß er ein guter Mensch sei; sein Auge gibt untrügliche Kunde davon.

Die unschuldsvolle Klarheit des Kindesauges umspinnt unser Herz aber auch mit leiser Wehmut, wenn uns der Gedanke bewegt, daß dieser helle und dichte Himmel gar rasch durch rauhe und dunkle Schatten getrübt werden kann, daß die milde Flamme der Unschuld leicht zu erlöschen imstande ist, und uns statt dieser dann ein unstetes Licht entgegenflackert. Das Kindesauge kann im Getriebe der Welt zum Auge des Lasters werden.

Welch' unheilvolle Verwandlung! Unheimlich lodert der Blick. An Stelle des milden und beseligenden Lichtes ist ein verzehrendes Feuer getreten, die heiße Flamme der Leidenschaft, die ihrem Opfer keine Ruhe mehr läßt. Das Auge des Lasters ist das Kainszeichen, das die Natur selbst jenem Unglücklichen aufdrückt, die freveln gegen ihre heiligen Gesetze. Während ohne Scheu das Auge der Unschuld den Blick erhebt, senkt sich das der Schuld zu Boden; es kann den Blick eines andern Menschenauges nicht ertragen und spricht sich selbst das Urteil. Wer dir nicht offen und frei ins Auge sehen kann, dem traue nicht.

Wenden wir uns weg von diesem trüben Bilde und jenem Auge zu, von dem der Dichter sagt:

„Zwei Augen sah mein Blick,
Drin lag meine Welt, meine Heimat, mein Glück;
Drin wohnte der Geist und des Kindes Frieden,
Und nie und nimmer vergess' ich's hienieden."

Es ist das Auge der Liebe. Die reine, echte Liebe wird ein Strahl, ein Funke des göttlichen Lichts genannt. Mit Recht hat man ein liebeleeres Menschenleben mit jenen Flüssen verglichen, die das Meer nicht erreichen, sondern einsam im Sande versiegen. Wenn aber ein Menschenherz sich ganz dir zu eigen gegeben hat; wenn sein Schlag nur dann ein freudiger ist, wenn du versenken kannst deine Augensterne in die des Geliebten: dann wirst du auch inne werden, daß das Auge der Liebe sich nicht schildern läßt mit menschlicher Sprache; denn es ist göttlicher Abstammung.

Wohnt im Auge des Kindes die Unschuld, im Auge der Braut die Liebe, so die Treue im Auge der Mutter. Die Muttertreue wankt nicht. Vom ersten Augenblicke unseres Daseins an ist das Mutterauge mit immer gleichbleibender, selbstloser Hingabe auf uns gerichtet. Das Mutterauge wacht, wenn das Kind schläft; das Mutterauge ermüdet sich durch rastlose Tätigkeit, wenn das Kind ruht. Das Mutterauge richtet sich flehend empor, wenn das Kind zu sehr an der Erde haften will; ja das Mutterauge vermag sich sogar im Tode zu schließen, damit das des Kindes sich zum Leben öffne.

Wer müßte hier nicht des Gedichtes gedenken: „Das Erkennen." Der Freund und die Braut sehen den Heimkehrenden mit fremden Blicken an. „Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt."

„Ja, das Mutterauge sieht tiefer als alle anderen Augen; mag das Gesicht auch noch so entstellt sein durch Sonne und Staub, durch Irrtum und Schuld — die Mutterliebe sieht, was dahinter ist, das tausendmal gesegnete Kindergesicht, und sie wird immer aufs neue glauben und hoffen, wenn auch alle andern den Wanderer nicht mehr kennen wollen. Aus seinem Gruß hört sie noch einen Klang aus ferner guter Zeit, in seinem Auge sieht sie noch einen Strahl einstiger Treue und Offenheit."

Wenn wir uns doch gewöhnen möchten, die Menschen mit Mutteraugen anzusehen! Wir würden weniger hart urteilen und milder und barmherziger gegen den Irrenden sein.

Der Zahnreißer

Von Wjatscheslaw Schischkoff.

Das Wartezimmer im Landkrankenhaus. Freitag — der Tag des Zähneziehens. Der Feldscher Bykobrasow — ein Kerl mit fleischigen, bis zum Ellbogen nackten Armen — steckt seinen feisten Kopf durch die Tür und schreit:

„Wer ist dran?"

Leute mit kranken Zähnen die Menge. Allen drückt die Angst fast das Herz ab: der Feldscher behandelt die Zähne nicht, er reißt sie heraus.

Der alte Naumenko ist zuerst dran. Er hat sich die Backe mit einem riesigen roten Tuch umwickelt und stöhnt unaufhörlich, eintönig, gleichmäßig.

„Geh! Großväterchen! Geh nur!" ermuntern ihn die anderen Kranken.

Naumenko bekreuzigt sich eifrig: —„Ach — ach!..." — — und rutscht und schlurrt mit den alten Beinen wie auf Schneeschuhen ins Zimmer des Arztes.

„Mund auf!" kommandiert der Feldscher. „Weiter! Noch weiter!... Ganz auf!"

Die Zange erfaßt den kranken Zahn. Rax!... Rax!... Der ruckt nicht vom Fleck, bleibt fest. Der Feldscher krächzt unwillig auf. Noch einmal! Rax!... Rax!... Der Alte rollt die Augen heraus und fängt mit den Fersen an zu trommeln.

„Friß mir mein Instrument nicht auf! Bist du ein Pferd, — wie?"

Er setzt die Zange noch einmal an. Die Ader auf seiner bullenhaft-kräftigen Stirne schwillt an.

„Pfui!" spuckt er und wirft die Zange fort. „Das ist kein Zahn! Ein Pfahl ist das! Ich könnte noch kräftiger ziehen, natürlich, aber dann fliegt mir der ganze Kiefer mitsamt dem Zahn raus. Pfui Deibel noch mal!" Der Alte fängt fürchterlich an zu stöhnen, greift an die Backe, wackelt mit seinem Kopf wie ein Pudel und bindet sich langsam sein Tuch wieder um.

„Ach, ach! Du bist schon der siebente, Väterchen! Der siebente! Nach Charkow bin ich gefahren. Sechs haben es versucht, den Zahn zu ziehen. — — — Oj! Er ist nicht zu kriegen. Nuje — Gott hat mir den schrecklichen Zahn für meine Sünden geschickt. Ach, ach! — — —"

Der Feldscher sieht ihm verwirrt und erstaunt nach und schreit ins Wartezimmer:

„Der nächste!"

Die Reihe war an dem fuchsrotbärtigen ortsansässigen Händler Pantjuchin; aber vor Angst erklärte der, daß er als letzter gehen würde, verkroch sich in eine Ecke und trank einen Kognakschluck nach dem andern.

Vor dem Feldscher stand ein völlig verrußter Schlosser:

„Meine Zähne sind kerngesund. Ich beiße Nägel durch solche Zähne! Aber in zwei Zähnen sind — tatsächlich — ganz kleine, winzige Löcher drin. Sie tun mir weh, die verfluchten, beim Stehen, beim Liegen, beim Fallen, — ganz egal! — — Vielleicht kann man ein paar Plomben machen, um ordentlich..."

„Setz dich! Setz dich! — — Plomben!! Ich versteh mich famos auf Plomben!"

Der Schlosser krähte zuerst wie ein Hahn, dann brüllte er wie ein Kater im März. Beim Rausgehen leckte er mit der Zunge die leeren Stellen zwischen Zähnen und unter Tränen schrie er erbost ins Wartezimmer:

„Na, so ein Teufel! Fünf Zähne hat er mir rausgerissen in diesem Jahr...

Gegen Ende der Sprechstunde war der Feldscher vollkommen erledigt. Der hinkende Diener Wawilytsch hatte die ausgerissenen Zähne zweimal auf den Abort getragen.

„Willkommen, Luka Grigoritsch!... Womit kann ich dienen?"

Der Feldscher lächelte höflich und kehrte sich zu dem fetten Pantjuchin.

Pantjuchin war total betrunken. Er keuchte und ächzte:

„Väterchen, Engel!... Ich bin im Maschinengewehrfeuer gewesen — — in der Revolution! Das war — — — gar nichts! Daß Gott sich erbarme, jetzt fürchte ich mich so! — — —"

„Was denn! Was denn! — — Dummheiten! Narrheiten; — — Bittschön! Wawilytsch, sei dem Herrn Kaufmann beim Setzen behilflich!"

Der lahme Wawilytsch faßte den Kaufmann kräftig um die gehörig breite Taille.

Der Kaufmann drehte die Nase bald hierhin, bald dorthin und schleppte den kleinen Wawilytsch huckepack mit sich herum.

„Bist du toll!" schrie wütend Wawilytsch. „Du zerquetscht mir ja fast die Hand! — — Siehst du denn nicht, wo der Sessel steht?" —

Der Kaufmann murmelte irgend was und ließ sich dann in den Sessel fallen.

„Na — alsdann!" sagte der Feldscher und klapperte mit der Zange wie der Friseur mit seiner Schere.

Beim Anblick des glänzenden Stahls wurde der Kaufmann beinahe ohnmächtig: sein Gesicht verzog sich vor Angst, er wackelte mit dem Kopf, brüllte auf, und indem er die Fersen gebrauchte, rutschte er fort mitsamt dem Sessel.

„Oj! Lieber! — — — Guter! — — — Um Christi willen! — — — Lieber erschlag mich!" und der fuchsrotbärtige Kerl verzerrte den Mund und fing in seiner Betrunkenheit an zu schluchzen: „Ich habe solche Fff—urcht! — — Ganz schreckliche Fff—urcht!!"

In diesem Moment kam eine dicke Tante — untersetzt, wie ein Heuschober breit — ins Wartezimmer gestürzt. Ihre großen Basedowschen Augen waren verttrübt und teuflisch böse. Sie stöhnte in einem tiefen Baß und wickelte ihren Schal ab.

Hinter der Tür im „Kabinett" wurde ein seelenzerreißendes Brüllen und darauf Schimpfen und Zanken hörbar. Das war der Kaufmann. Die dicke Tante griff sich sogleich an die Wange und stöhnte noch lauter und tiefer auf.

Die Türe öffnete sich. In Begleitung des Feldschers kam der Kaufmann schwankend heraus. Er trug auf seiner gespreizten Hand einen großen dreispitzigen Zahn, lachte selig und sagte zum Feldscher, der lächelnd dastand:

„Wie angenehm! — — Ach! — — Und wie leicht deine Hand ist, ach Gott! — — Wie du das verstehst! — —"

Das Tantchen wurde plötzlich auch heiter; sie machte dem Feldscher einen Knix bis zum Gürtel, so tief.

„Geh nur hinein!" sagte der. „Ich bin allerdings ganz schrecklich müde, aber für dich, Mironowna, bin ich natürlich immer bereit. Aber das bitte ich mir aus: ein Fläschchen von deinem Hausbranntwein mußt du mir aus Gefälligkeit schenken. Aus deinem höchst eigenen Bestand! Verstehst du?"

Diesmal hantierte der Feldscher offenbar ganz besonders behende und mit besonders glücklicher Hand. Denn der Kaufmann Pantjuchin war noch nicht ganz draußen in frischer Luft, als das feiste Tantchen dumpf polternd wie die große Kanone im Kreml an ihm vorbei die Treppe hinabflog, sausend und krachend.

Die Aermel verzweifelt aufgekrempelt, lief sie die abendlichstille Straße wortlos hinunter, die Augen starr aufgerissen und blöde. Aus ihren zusammengebissenen Zähnen stand wie ein Horn das stählerne krumme Ende der Zange heraus.

Hinter ihr, außer Atem und schnaufend, lief der Feldscher Bykobrasow und hinter dem Feldscher ungeschickt hinkend Wawilytsch.

„Tantchen! Tantchen! Mironowna!" rief der Feldscher. „Das Instrument, Tantchen! — — Es ist — — Staatseigentum!! — —"

Das Tantchen lief halbverrückt bis zur Mitte der Brücke, spie dort die Zange, auf die sie so kräftig gebissen hatte, aus und schrie vollständig erschöpft:

„Zu Hi—i—i—l—l—f—f—e!! . . . ."

Mit Nangi-Negern beim Biergelage

Ein salomonisches Urteil.

Von Felix Bryk.

Wieder einmal war ich bei meinem Dorfsultan, dem verlausten Ar-ap Kyeptoyn, zum Bier eingeladen. Das heißt: ich hatte ihm im voraus eine Rupie bezahlt, und nun ließ er mich zu sich einladen. Feierlich durch einen seiner Handlanger, der schon seit langem um meine Freundschaft buhlte und mir in dieser Absicht nun den zweiten alten Hahn schenkte.

„Giebt's viel Bier?" fragte ich, scheinbar am Gelage interessiert. Auf diese wichtigste Frage im Leben eines Nandis antwortet man nie unmittelbar. Man umschreibt vielmehr die Antwort, indem man das vorhandene gebraute Quantum-satis in einem verkleinerten Maßstabe, etwa im Puppenformat, angibt. Ein großer Topf heißt „sehr wenig", „eine Tasse" bedeutet soviel wie zwei Töpfe. Bei drei sagt man „eine Schüssel". Vier Töpfe heißen „wenig", und bei fünf sagt man „ein Krug". Der Nandier hat Kultur und hält fest an seiner Etikette.

„Gibt's viel Bier", fragte ich also.

„Komm' zur Mittagszeit," oder wie es auf nandisch heißt, „zur Zeit, wenn die Kühe zum erstenmal von der Weide zurückkehren, es gibt wenig." Dann verschwand er mit derselben Würde, mit der er schweigend eine Weile lang, einer altägyptischen Skulptur gleich, niedergekauert geblieben war.

Wer noch nie ein Negerbier getrunken hat, der hat keine Vorstellung davon, wie es schmeckt, wie es serviert und genossen wird. Und wie lange so eine Sauferei dauert.

Ungefähr in der Mitte der Hütte befindet sich im Lehmestrich eine kleine Vertiefung, eigens zur Aufnahme eines kugelförmigen, henkellosen, etwa zehn Liter umfassenden Tontopfes. Ein

Stück Rasen um den Topf herum soll den ästhetischen wie rituellen Ansprüchen entsprechen: das Gras ist ja bei den Nanoi heilig. In solch einem Topf wartet deiner vorzügliches Bier, aus Hirse oder Eleusinekorn fein gemalzen und gebraut. Ist es gut, schmeckt es angenehm säuerlich, wie schwarzes Roggenbrot, aromatisch, erfrischend, und wirkt berauschend, sieht aber unappetitlich aus wie die Grütze der Lappen — oder, um ein anderes Beispiel zu wählen: wie aus grobkörnigem Lehmsand zusammengeschlemmter Brei. Beginnt dieser Hirsebrei vor Gärung in großen Lufttropfen zu brodeln — dann ist er erst trinkbar. Dann wird erst heißes Wasser daraufgegossen — man trinkt das Bier warm —, dann werden erst die meterlangen Schlangen der ausgehöhlten Lianen, die mit einem kunstvoll gemachten Siebe abschließen, ins Wasser gesteckt. Man saugt, man trinkt nicht. Leert sich bei einer Beteiligung von etwa zehn „Saugern" nach einer halben Stunde zur „kleineren Hälfte" das Naß im Topfe, so wird schnell das stets in Bereitschaft stehende heiße Wasser aus einer am Bauche durchlöcherten Kalebasse nachgegossen. Das besorgt die Frau des Hauses, die vom lieben Gott auch dazu geschaffen wurde, fortwährend vom weit entfernten Bache Wasser, vom nahen Walde Holz zu holen, das ewige Feuer auf dem Herde, wie eine Vestalin, zu hüten und jetzt für den Nachguß zu sorgen. Daß der ganze mühsame Anbau der Hirse von der Verwandlung des gerodeten Waldes bis zur Bergung der Ernte in ihren fleißigen Händen lag — auch daran denkt ihr Mann nicht. Denn sie bekommt keinen Tropfen vom Bier zu trinken, weil, wie mir die Männer erzählten, am nächsten Tage, wenn alle verkatert sind, jemand doch zu Hause sein muß, der auf die Wirtschaft acht gibt. Nach der vierten Verdünnung schmeckt das Bier nicht mehr gut, nach der fünften kann es als erledigt gelten. Ein neuer Topf, der am Dachboden versteckt ist, wird dann heruntergeholt und das Spiel beginnt von neuem. Vor Mitternacht, oft aber erst vor dem nächsten Mittag, endet keine Sauferei.

Im Halbkreise der Rotundenwand entlang hockte bereits Ar-ap Kyeptoyus Runde, als ich die Hütte betrat. Von einem „Betreten" kann da freilich kaum die Rede sein. Man muß sich zunächst durch das Mäuseloch einer Tür, deren Schwelle naß und glitschrig ist, so gut man kann, durchquetschen und durchwälzen, und hat dabei oft Gelegenheit, sich mit den Schokoladenkugeln des Schafkotes gehörig einzuparfümieren, ehe man ins Innere gelangt. Aber auch da kann man sich nicht emporrichten, sonst schlägt man mit seinem Schädel an dem aus dünnen Stäben gezimmerten Dachboden an.

Ich bin Ehrengast: eine Kuhhaut, steif wie ein gestärktes Hemd, wird vor mir ausgebreitet! auch vor der Verdünnung des Bierbreies bekomme ich von der Bieressenz aus einem Miniaturschöpflöffel zu kosten. Schon die Sicherheit, mit der man sich selbstbewußt ins Innere der Hütte hineinwagte, ohne an der Tür angehalten worden zu sein, läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß man der gern gesehene Freund des Hauses ist. Sonst fragt ein beim Eingange sitzender Alter ganz leise den in oder vor der Türöffnung Hockenden, dadurch das schwach zitternde Außenlicht Verfinsternden, was er wolle. Ohne Worte, ohne Umstände wird er mit einer höflichen, abweisenden Geste abgefertigt oder er erhält folgende Antwort:

„Erinnerst du dich Ar-ap Soundso (Ar-ap entspricht dem arabischen Ben = Sohn des), vor einem Monat hattest du Bier? Und damals hast du mir keins gegeben."

Darauf verschwindet der angeblich nur scheinbar Beleidigte so still wie er kam, kauert draußen vor der Hütte nieder, denkt über die Vergänglichkeit des Irdischen nach, um nach einer Weile wieder mit derselben Absicht vor die Tür zu treten. Das Sichhinausschmeißenlassen treibt er bis zur Virtuosität; denn in einem kurzen Zeitintervall kann er sich, ohne davon seelischen Schaden davonzutragen, vier- bis fünfmal herauskomplementieren lassen, ohne seinen Angriffsplan aufzugeben. Ausdauer wird auch beim Neger belohnt — bei der fünften Verdünnung des Bieres wird ihm die Beteiligung am Gelage endlich gestattet.

Ar-ap Kyeptoyn war sehr gastfreundlich, deshalb gab es vor seiner Hütte nur einen auf sein Schicksal treu verharrenden, ungeladenen Gast. Bei anderen Negern zählte ich bisweilen ein Dutzend, oder noch mehr nichtresignierter, vor der Hütte hockender Gestalten.

Rembrandtsches Halbdunkel herrscht in einer Nandihütte nur dann, wenn von Zeit zu Zeit das frisch zugelegte Scheitholz im Feuer hell auflodert und dadurch das Interieur beleuchtet; sonst ist es dort bei der Fensterlosigkeit der Hütten so finster, daß man nur mit größter Anstrengung die Leute erkennt.

Aha! Da sitzt der Römer, der bei keinem Saufgelage in der weiten Umgebung der zerstreuten Nandiansiedlung fehlt, in seiner dunkelroten, als Toga drapierten Flanelldecke, die er meinem Boy abgeschwindelt hatte, da sitzt schon der Alte, der mich einladen kam und dem ich für die beiden Freundschaftshähne noch kein Gegengeschenk, auf das er mit stoischer Geduld wartet, gemacht habe. Und daneben Ar-ap Kipeles, der, wenn er sich angesoffen hat, so rasend wird, daß er seine oder fremde Hütten in Brand steckt, ja, da sitzt noch... Was soll ich sie dir alle aufzählen, der Leser kennt sie ohnedies nicht.

Ich sitze neben dem Wirt, der mit seinem Gesichtsfaltengekritzel einem Schimpansen ähnlicher ist als dem höchsten Primaten. Mit Würde hält er den Kuhschwanz wie einen Marschallstab in den Händen. Eigentlich gibt man damit das Zeichen, wenn bei vorgeschrittener Stunde ein Bierlied angestimmt werden soll: dann wandert er von Mann zu Mann, wer ihn hält, improvisiert das Lied. Er dient aber auch mehr prosaischen Zwecken: mit der Haarquaste wird der längs der Topfwand aufbrodelnde Bierbrei vom Rande wieder „sauber" in den Topf zurückgefegt.

Ein Unbekannter sitzt dem Wirt gegenüber. Er saugt nicht am Rohre, sondern führt einen Disput mit dem Wirt, woran sich sonderbarerweise nur noch sein Weib, die Hauptfrau, beteiligt; ich sage sonderbarerweise, da ja das Weib in solch einer Gesellschaft den Mund zu halten hat. Ich verstehe kein Wort vom mir fremden Idiom, in dem sie konversieren. Ohne Aufregung, ohne sich nur irgendwie zu erhitzen, zieht sich wie ein Bandwurm das Gespräch fast eine Stunde lang vor sich hin, bis der Unbekannte, innerlich entrüstet, äußerlich beruhigt, die Hütte verläßt.

„Um was handelte es sich?" frage ich Tavarandi, die schöne Tochter des Sultans, die eigentlich nicht mitschlürfen darf, der ich aber verstohlen über meiner Schulter wiederholt das Saugrohr reichte.

„Dieser Mann," erwiderte Tavarandi, „war kein Gast. Sonst hätte ihm ja mein Vater die Saugliane angeboten. Er kam her, um vom Vater eine Rupie zurückzuverlangen. Vor drei Monaten gab er dieses Geldstück meiner Mutter für eine Medizin, die sie für seine kranke Frau zubereitet hatte. Die Frau wurde davon gesund. Jetzt sei sie abermals erkrankt, aber die alte Medizin helfe nicht mehr. Und da will er sein Geld zurück."

Reizend hätten es bei uns die Aerzte, wenn sie jedesmal bei Ineffektivität ihrer Heilmittel dem Patienten das Honorar zurückgeben müßten. Wie viele müßten da nicht erwerbslos herumgehen! Ich fragte die schöne Sultanstochter weiter:

„Das haben sie so lange besprochen? Und was antwortete dein Vater?"

„Er behauptete, daß die Medizin gut sei. Dann sagte er: damals hat es geholfen, also war die Medizin gut. Jetzt hat deine Frau eine andere Krankheit, sonst müßte die Medizin helfen. Komm wieder! Wenn deine Frau gestorben sein wird, da erhältst du die Rupie zurück."

Wie groß ist die Welt?

Es klingt immer ein bißchen komisch, wenn wir die paar tausend Jahre der Menschheitsgeschichte, die wir überblicken können, als Weltgeschichte bezeichnen, oder wenn wir einen kleinen Ausflug in andere Erdteile als Weltreise ansehen; denn die Erde ist doch ein gar winziger Teil der Welt, so winzig, daß es unendliche Schwierigkeiten macht, von den Liliputverhältnissen unserer Heimat aus einen Maßstab für die Größe der wirklichen Welt zu gewinnen. Aber beinahe ebenso schwer fällt es, sich die Zahlen anschaulich vorzustellen, die die Wissenschaft mit größerer oder geringerer Sicherheit festgestellt hat.

Vielleicht gelingt dies besser, wenn wir die nächste Zukunft vorwegnehmen und annehmen wollen, ein Eisenbahnzug fahre 30 Meter in einer Sekunde, was 108 Kilometer in der Stunde ausmacht, eine Zahl also, die — wenn auch nur in Ausnahmefällen — jetzt schon erreicht wird. Wir haben dann eine sehr bequeme Rechnung. Das Licht nämlich, dessen Wege in bestimmten Zeiten durchweg als Maßstab für die Entfernungen im Weltall benutzt werden, legt etwa 300 000 Kilometer in der Sekunde zurück, das ist just 10 Millionen mal so viel wie unser Schnellzug. Wir brauchen also bloß die von den Sternkundigen ermittelten Lichtzeiten mit 10 Millionen zu vervielfachen, dann haben wir die uns vertrauteren Eisenbahnzeiten für die himmlischen Entfernungen.

Innerhalb unseres Sonnensystems sieht die Sache noch sehr harmlos aus. Von der Sonne bis zur Erde braucht das Licht nämlich 8⅓ Minuten, unser Schnellzug also etwa 83 Millionen Minuten, das sind rund 160 bis 170 Jahre. Der äußerste Wandelstern des Sonnensystems, der Neptun, ist etwa 30 mal so weit von der Sonne entfernt wie die Erde; ein Schnellzug von der Sonne bis zu ihm braucht also 5000 Jahre.

Der nächste Fixstern ist gut 4 Lichtjahre von der Sonne oder der Erde entfernt. Ein Eisenbahnzug würde also die für uns sehr schwer vorstellbare Zeit von 40 Millionen Jahren brauchen, bis er endlich bei unserem lieben Freund und Nachbarn angelangt ist; denn als unsern Nachbarn können wir diesen Stern getrost bezeichnen, wenn wir bedenken, daß so geringe Entfernungen unter den Fixsternen die Ausnahme bilden.

Nun gehören wir zu einer größeren Sterneinheit; nämlich der Milchstraße, deren Ausdehnung mindestens 100 000 Lichtjahre beträgt. Unser Schnellzug würde etwa 1 Billion Jahre brauchen, um sie zu durchsausen. Nehmen wir an, es gäbe auf der Erde 2000 Millionen Menschen, was jedenfalls zu hoch gegriffen ist, und es sollte einer nach dem andern Lokomotivführer auf unserer Reise sein, die immer noch längst keine Weltreise wäre, so müßte jeder von ihnen die Kleinigkeit von 500 Jahren Tag und Nacht aushalten, bis das Reiseziel erreicht ist.

Aber auch mit der Milchstraße ist die Welt längst nicht zu Ende. Die sogenannten Spiralnebel, deren bekanntester der Andromedanebel ist, liegen jedenfalls außerhalb. Wieviele solcher Gebilde unserem Fernrohr zugänglich sind, kann man nur abschätzen; es sind jedenfalls Hunderttausende. Und vom Andromedanebel wird angenommen, daß er etwa 1 Million Lichtjahre uns entfernt sei, d. h. jeder Erdenbürger müßte nun schon 5000 Jahre auf der Lokomotive aushalten, wenn wir bis dorthin kommen wollten. Aber mit alledem haben wir nur den Teil der Welt besprochen, der unseren Fernrohren zugänglich ist, vielleicht also nur einen sehr kleinen Teil; aber wir hoffen, daß auch er schon dem nicht gar zu unbescheidenen Leser groß genug erscheint!

Robinson auf Spitzbergen

Im Archiv der russischen Akademie der Wissenschaften ist soeben ein interessantes, längst verschollenes Schriftstück gefunden worden. Es ist der Bericht des Professors der russischen Akademie P. L. — de Roy über die abenteuerliche Expedition, die von einem russischen Kaufmann im Jahre 1743 nach Spitzbergen entsandt wurde und deren Schicksal an das Los der verschollenen Nobile-Expedition denken läßt. Ein Kaufmann des kleinen Städtchens Mesen im weiten Norden Rußlands (Gouvernement von Archangelsk) rüstete einen Walfischfänger aus, dessen Besatzung 14 Mann betrug, um nach Walfischjägern, die vor einiger Zeit im Eismeer verschollen waren und von denen man wissen wollte, daß sie sich auf Spitzbergen aufhielten, zu suchen. Das kleine Schiff wurde von Eismassen an die Küste Spitzbergens getrieben. Vier Mann der Besatzung unter der Führung des Steuermanns Alexander Hinkop, eines gebürtigen Finnländers, begaben sich über Eisblöcke ans Land. An der Südostküste der Insel fanden sie eine halbzerfallene Hütte, von deren Bewohnern jede Spur fehlte. Die vier Männer übernachteten in der Hütte, mußten sich aber die ganze Nacht in Bewegung halten, um nicht zu erfrieren. Als sie am nächsten Tag zu ihrem Schiff zurückkehren wollten, war es verschwunden. Die See war frei. Das Eis war weggetrieben; niemals hat man etwas von dem Schicksal des Schiffes erfahren. Wahrscheinlich wurde es von treibenden Eismassen zerrieben und ging mit seiner 10-Mann-Besatzung unter.

Die Unglücklichen waren jetzt allein in der Eiswüste. Sie hatten Büchsen und Pulver, das gerade für 12 Schüsse reichte, mitgenommen. Jetzt fing ein Leben an, das die Abenteuer Robinsons zur Wirklichkeit machte. Zuerst gelang es den neuen „Robinsonen" 12 Füchse zu erlegen. Nachdem das Pulver verschossen war, mußten sie an die Erlangung anderer Waffen denken, denn in der Nähe gab es unzählige Eisbären. Mit Hilfe von Steinen, die zugleich als Hammer dienten, gelang es, die Büchsen in Spieße umzuarbeiten. Aus Renntierhäuten fertigten sie sich Stricke an. Tierfelle dienten als Kleider. Aus Lehm wurde eine Lampe hergestellt. Oel wurde aus Fett bereitet. Die Not verwandelte die Leute in Fischer, Jäger, Zimmerleute, Schreiner, Schuster und Schneider. Im Laufe von sechs Jahren richteten sie sich einen Haushalt ein, der mit allen nötigen Geräten und Instrumenten versehen war. Ihre Jagdbeute betrug in dieser Zeit zehn Eisbären, 250 Renntiere, 1000 Füchse und eine unzählige Menge von Walrossen. Einer von ihnen, Theodor Maregen, brach unter den Anstrengungen des harten Kampfes mit der Natur zusammen und starb. An einem Augusttage des Jahres 1749 sahen die drei am Leben Gebliebenen ein Schiff, das sie wieder in die zivilisierte Welt zurückführte.

Als der Bericht über das abenteuerliche Leben dieser Robinsone in Petersburg durch die Arbeit L. Roys bekannt wurde, entsandte die Zarin Katharina die Große eine Expedition auf drei großen Schiffen unter dem Befehl des Admirals Tschitschagoff im Jahre 1765 nach Spitzbergen. Erst viel später wurde Spitzbergen von nichtrussischen Forschern besucht. Das wichtigste Resultat erzielte die schwedische Expedition unter der Leitung des bekannten Polarforschers Nordenskjöld im Jahre 1864. Nordenskjöld gelang es, unter unglaublichen Entbehrungen und Anstrengungen ins Innere Spitzbergens zu dringen und als erster eine genaue Karte der Insel zusammenzustellen. — Heute ist ein Flug nach und über Spitzbergen eine gewöhnliche sportliche Leistung.

Dr. B.

Die Enträtselung des Lebens

Chemie im Dienste der Biologie.

Die biologische Forschung beschäftigt sich mit der Analyse des Lebensprozesses schlechtweg. Die ideale Forderung ist die Auflösung der im lebendigen Organismus ablaufenden Vorgänge mit den Mitteln der exakten Naturwissenschaft, der Physik und Chemie oder etwas kürzer: die Enträtselung des Lebens. Wie weit diese Forderung mit den bisher bekannten Mitteln erfüllbar ist, ob der Analyse eine natürliche Schranke gesetzt ist, die die Aufstellung neuer dem Lebendigen eigentümlicher Gesetze erfordert, das wird die Zukunft lehren. Jedenfalls, die entschlossene Anwendung der Gesetze der Physik und Chemie auf die Vorgänge im Organismus hat große Erfolge gebracht. Die Biologie ist eine junge Wissenschaft. Alles ist im Fluß. Die Kompliziertheit der Lebensvorgänge wirkt als Lockung. Die organische Chemie, nach dem grandiosen Aufschwung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts etwas ins Stocken geraten, wendet sich mit größtem Interesse heute biologischen Fragen zu. Der organischen Chemie verdanken wir das Fundament der biologischen Wissenschaft: die Kenntnis der Stoffe, aus denen der lebendige Organismus aufgebaut ist. Noch lange sind wir hier nicht am Ende. Fast täglich, kann man mit etwas Uebertreibung sagen, werden neue Stoffe gefunden. Und jeder neue Stoff gibt neue Probleme, stürzt zuweilen alte schon eingebürgerte Vorstellungen um oder verlangt eine eingehende Revision. Die Kenntnis eines Stoffes ist ja nur die Grundlage für die letzthin wichtigere Kenntnis der Rolle, die er im Getriebe des Lebens zu spielen hat. Jedoch in großen Zügen sind uns die Bausteine, die das Leben verwendet, bekannt. Ein wenig groß allerdings ist vorderhand noch unsere Orientierung, den intimeren Aufbau kennen wir noch nicht; aber auch hier hat die Arbeit der letzten Jahre wesentliche Förderung gebracht. Vorläufig kennen wir gut sozusagen nur die letzten Einheiten dieser Bausteine; wie sie miteinander verkittet sind, das haben wir noch kennenzulernen. Wie sich aus Zucker z. B. die Baumwollfaser aufbaut, das ist ein Problem von allergrößter theoretischer und praktischer Bedeutung. Bei den Eiweißstoffen ist es ganz ähnlich. Nach dem einigermaßen genügenden Abschluß der stofflichen Analyse war es nun das große Verdienst der Forschung der letzten zwanzig Jahre, die Analyse des Lebensprozesses in den Vordergrund gerückt zu haben. Sie ging vom statischen zum dynamischen Prinzip über. Vorläufig sind wir hier noch mit den Grundprozessen beschäftigt. Die Grundprozesse sind: Atmung und Gärung. Gärung ist ja, wie Pasteur sagte, Leben ohne Sauerstoff. Das Hauptmaterial der Gärung ist der Zucker. Die Erforschung der Atmung, in den letzten Jahren hart umstritten, hat durch die Entdeckung des Körpers, der die Uebertragung des Sauerstoffes leistet, eine vorläufige Klärung erfahren. Aber hier bieten sich gerade jetzt neue, höchst wichtige Probleme. Die eigentümlichen Beziehungen zwischen den beiden Fundamentalprozessen aber werden auch für die Zukunft noch wichtige Arbeit liefern.

Wir Menschen beklagen uns oft, daß der guten Tage so wenig sind und der schlimmen so viel, und, wie mir dünkt, meist mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten das Gute zu genießen, das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdann auch Kraft genug haben, das Uebel zu ertragen



„Hier gebe ich Ihnen das Rezept für eine Medizin. Wenn sie Ihnen nicht helfen sollte, verschreibe ich Ihnen eine andere."
„Könnten Sie mir dann nicht gleich die andere verschreiben?"